

(Nachdruck verboten.)

28]

## Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Diese Mitteilung wurde so gleichgültig aufgenommen, als sie gemacht worden war. Babel ging heim, bestellte sein Haus, sperrte es ab und begab sich beinahe fröhlichen Mutes nach dem Orte seiner neuen Bestimmung. Das wenige, das er bei der Affentierungskommission vom militärischen Wesen gesehen, hatte ihm sehr gefallen. —

Dem Schmiede wurde viel Lob zuteil wegen der wieder vollkommen hergestellten Maschine; er schien es jedoch nur ungern anzunehmen und brachte, wenn jemand damit anfing, das Gespräch sofort auf etwas anderes. Daß die Hilfe Babels nötig gewesen war, um die Ursache des Schadens, den das Lokomobil erlitten hatte, zu entdecken, wollte ihm nicht über die Lippen.

Während Babels Abwesenheit kam die Frage, wer die Rechnung über die Reparatur des Baunes bezahlen sollte, im Gemeinderat auf die Tagesordnung. Der Wirt ließ mit Drängen nicht nach und setzte die Erledigung der Angelegenheit endlich durch. Stimmenmehrheit entschied: Der Bub zahlt — man ist ja schon früher einig darüber gewesen.

„Wenn er aber nicht kann,“ wendete der Bürgermeister ein. „Ach was, wie soll er nicht können? Er hat Geld, und wenn er keins hat, ist ja sein Haus da, das immerhin ein paar Gulden wert ist. Mag ihn der Wirt auspfänden lassen.“ Dabei blieb es, trotz des Verdrusses, den dieser Beschluß dem Bürgermeister verursachte.

Als Babel nach der Übungszeit heimkehrte, fand der Wirt sich schleunigst bei ihm ein, erzählte ihm, was in seiner Angelegenheit ausgemacht worden war, und endete mit der Versicherung, daß an der Sache nichts mehr zu ändern sei, und Babel unweigerlich zahlen müsse.

Der riß die Augen immer weiter auf; es kochte in ihm, obwohl er äußerlich ganz ruhig schien. Dennoch wurde dem kleinen, dicken Wirt unheimlich beim Anblick dieser Ruhe.

„Wer hat denn das bestimmt, daß ich zahlen muß?“ fragte Babel.

„Nun, die Gemeinde, der Bürgermeister, die Bauern.“ „Der Bürgermeister, die Bauern,“ wiederholte der Wirt und trat einen Schritt auf ihn zu, der Wirt aber mehrere zurück.

„Zahl,“ sagte er; „wenn Du gleich zahlst, laß ich die Kreuzer nach . . . laß ich einen Gulden und die Kreuzer nach.“ „Seh Dich und zieh den Gulden und die Kreuzer gleich von der Rechnung ab.“

Der Wirt hätte gern widersprochen, wäre dieser Aufforderung sehr gern nicht nachgegeben, aber er tat es doch und erkundigte sich dann schüchtern: „Wirst Du jetzt zahlen?“

„Eher nicht, als bis ich mit den Bauern gesprochen habe. — Am Sonntag komm ich ins Wirtshaus und spreche mit den Bauern. — Auf was wartest Du noch?“

Die Frage war mit einem Ausdruck gestellt, der den Wirt veranlaßte, sie nicht erst in wohlgelegter Rede, sondern sogleich mit der Tat zu beantworten und dabei nicht mehr Zeit zu verlieren, als er brauchte, um die Tür zu erreichen, die er mit vorsichtiger Geschwindigkeit hinter sich schloß.

Abends erzählte er seinen Gästen: „Der Kerl hat Euch beim Militär ein Wesen angenommen wie ein Korporal. Einer der keine Courage hat, gönnt sich vor ihm fürchten, und am Sonntag will er kommen, hierher ins Wirtshaus, und mit den Bauern reden.“

Die Gäste — unter denen auch Anton und Barosch sich befanden — widersprachen der Behauptung, daß man Courage brauche, um sich vor Babel nicht zu fürchten, und Barosch meinte, die Absicht, mit den Bauern zu reden, könne der Bub haben, ausführen werde er sie schwerlich: „Weil,“ und dabei klopfte er voll ungewohnter Hochachtung gegen sich selbst an die eingefallene Brust: „weil wir mit uns nicht reden lassen.“ „Ueberhaupt,“ rief der Wirt, „nimmt er sich in der letzten Zeit viel zu viel heraus.“

„Was denn eigentlich?“ fragte Anton, der bis jetzt geschwiegen hatte, worauf der Wirt versetzte: „Und man soll es ihm einmal wieder zeigen.“

„Was soll man ihm zeigen?“

Auf diese zweite Frage erhielt Anton ebenso wenig Antwort wie auf die erste, niemand wußte eine; trotzdem stimmten alle dem Wirt bei: Der Bub nimmt sich zu viel heraus, und man muß „es“ ihm einmal wieder zeigen.

Und eine kleine Karikatur der Jama setzte eine Kindertrumpete an den Mund und huschte im Dorfe umher von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte und verbreitete die Kunde, am Sonntag kommt das Gemeindegeld ins Wirtshaus und wird dort Rechenschaft verlangen von seinen Nährvätern, und die werden ihm das geben, was ihm gebührt; sie haben sich's vorgenommen, sie werden „es“ ihm einmal wieder zeigen. Worin das geheimnisvolle „es“ bestand, verriet die kleine Jama nicht und gab dadurch dem erwarteten Ereignis einen ganz besonderen Reiz.

Am Sonntag war das Wirtshaus überfüllt; aber der Bürgermeister erschien nicht und von den Räten nur der älteste, Pöschel, ein braver Mann und auch energisch, wenn er nicht eben an Schläfrigkeit litt. Peter hatte sich eingefunden mit seiner zahlreichen „Freundschaft“. Er sah übel aus, seine Kleider schlotterten um ihn, seine Stimme war heiser, und sein Atemholen glich dem Geräusch einer arbeitenden Säge.

In der dunklen Ecke neben dem Ofen hockte auf einem Schemel Virgil. Das rote Gesicht des Alten und seine funkelnden Augen glänzten aus dem Schatten hervor.

In die große Wirtshausstube stieß das eisenstrige Zimmerchen, in dem der Honoratiorentisch stand. Vor einer Weile hatten der Doktor und der Förster an demselben Platz genommen und den einzigen Zugang, den es hatte, die Tür ins anstoßende Gemach, offen stehen gelassen, da auch sie nicht ganz ohne Neugier den Dingen, die da kommen sollten, entgegenzusehen. Sie blinzelten einander zu, als der Wirt hereinglitt mit anmutig auswärts gesetzten Füßen, wie er zu tun pflegte, wenn er das Extrazimmer betrat, und lispelte: „Da ist er.“

Babel trat ein, und zum allgemeinen Erstaunen kam Arnost in seiner Begleitung. Waren am Ende gute Kameraden geworden während ihrer Dienstzeit? — etwas Militärisches hatten beide angenommen. In strammer Haltung, ohne den Hut zu lüften, trat Babel auf den Tisch der Bauern zu. Er trug ein weißes Blatt, das er langsam entfaltete, in der Hand, näherte sich Pöschel, hielt es ihm vor die Augen und sprach: „Der Wirt sagt, daß der Bürgermeister und die Bauern wollen, ich soll die Rechnung bezahlen; ist das wahr?“

Kein Laut der Erwiderung ließ sich vernehmen. Pöschel hatte gar nicht aufgeblitzt, und Babels Stimme klang vor Bewegung so unterdrückt, daß der Rat bei dem herrschenden Durcheinander auch wirklich tun konnte, als hätte er die Frage überhört; er klopfte mit dem geleerten Bierglas traumselig auf den Tisch und mahnte den Wirt einzuschenken. Babel wartete, bis das geschehen war, dann wiederholte er Wort für Wort sein Sprüchlein. Zum zweiten Male verweigerte ihm Pöschel seine Aufmerksamkeit, und nun legte Babel die Hand auf dessen Schulter und sprach fest und drohend: „Antwortet mir!“

„Gund!“ ertönte es vom anderen Ende des Tisches; Peter hatte geredet, und in seiner Umgebung erhob sich ein beifälliges Gemurmel. Babel jedoch drückte stärker, als er wußte und wollte, die Schulter des alten Rates.

„Ob ich zahlen muß, frag ich Euch, frag ich die Bauern, frag ich den dort,“ rief er zu Peter hinüber.

„Ja! ja! ja!“ wetterten ihm alle unter einer Flut von Flüchen entgegen. Pöschel wand und krümmte sich: ihm war der Schlaf vergangen: so wach hatte er sich lange nicht gefühlt und kaum je so hellsehend.

„Laß mich los,“ drohte er zu Babel hinauf und dachte bei sich: An dem Menschen wird ein Unrecht begangen. —

„Ich kann Dir nicht helfen,“ fuhr er fort, „auch wenn ich möchte . . . Du mußt zahlen.“

Babel wechselte die Farbe und zog seine Hand zurück. „Gut,“ knirschte er, „gut also.“

Langsam, mit einer feierlichen Gebärde, griff er in die Brusttasche, entnahm einem Umschlag, den er bedächtig öffnete, eine Zehngulden-Note, reichte sie samt der Rechnung dem Wirt und sprach: „Saldier und gib heraus.“

Eine Pause des Erstaunens entstand; das hatte nie-

mand erwartet; Schadenfreude und Enttäuschung teilten sich in die Herrschaft über die Gemüter; nur der Wirt war eitel Entzücken. Bereitwilligst legte er, nachdem er die Banknote eingesteckt, einen Gulden vor Babel hin.

Dieser nahm ihn in Empfang, kreuzte die Arme und warf einen kühnen, herausfordernden, einen echten Feldherrnblick über die ganze Gesellschaft. „So,“ sagte er; seine Stimme war nicht mehr umschleiert; sie klang laut und mächtig, und mit einem wahren Genuß ließ er sie zu den Worten erschallen:

„Und jeh sag ich dem Gemeinderat und den Bauern, daß sie alle zusammen eine Lumpenbagage sind.“

Ein einziger Ausschrei beantwortete diesen unerhörten Schimpf, den der Geringste im Dorfe den Reichen, den Machthabern zugeschleudert. Die Nächstherrn stürzten sich auf ihn und hätten ihn niedergerissen ohne Anrost und Anton, die ihm zu Hilfe kamen. Als in dem furchtbaren Lärm die Worte „undankbare Kanaille“, die Peter ausgestoßen, an Babels Ohr schlugen, bäumte er sich auf, und mit der Bewegung eines Schwimmers, der mit beiden Armen die auf ihn eindringenden Wellen teilte, hielt er sich die Menge, die ihn bedrohte, vom Leibe.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Schutzmann.

Eindrücke eines Ausländers.

Von Martin Andersen Nexø.

Ich sitze auf dem Deich zwischen Preußen und Sachsen, mit einem Bein in jedem Lande. Drüben auf preußischem Boden stolziert ein Gendarm auf und ab und schielt garstig zu mir herüber. Sein bläuliches, aufgeschwemmtes Gesicht mit dem habartierte Schnurrbart und den kalten, vorstehenden Augen, die nichts anderes können als beobachten, erinnern auffallend an den eisernen Kanzler auf den billigen Massenreproduktionen; der schwere, zugeknöpfte Mantel und die Fiedelhaube bilden treffliche Symbole eines Wesens, das gleich unempfindlich für Liebflosungen wie für Schläge ist. Der Mann da ist die Unbestechlichkeit in Reinkultur — die unerbittliche, starre Gewalt.

Ich bin so unbedachsam gewesen, Preußen mit einem roten Schlips zu durchkreuzen. Du lieber Himmel, wenn man keine roten Haare hat — etwas Rotes muß man doch anlegen. Es hat zwar nichts Feuer gefangen, aber die rote Farbe muß eine eigentümliche abnorme Wirkung auf die preußischen Behörden ausüben: die Schutzleute haben mich systematisch angeknurrert, und das Rixdorfer Polizeipräsidium hat sich sogar genötigt gesehen, mir ein Ultimatum zu stellen. Gestern war es abgelaufen; und weil ich ungern mein bißchen Farbe verleugnen will, so sitze ich nun hier, um den Unannehmlichkeiten einer Ausweisung aus dem Wege zu gehen. Der Gendarm dort hat sofort gemerkt, daß ich verdächtig bin; für so etwas haben er und seinesgleichen ja einen scharfen Geruch. Seine wachsamten Augen verlassen mich keinen Augenblick. Und um ihn zu nicken, strecke ich von Zeit zu Zeit ein Bein aus und scharre mit dem Absatz in dem unfruchtbarsten preußischen Junkerlande; dann kommt er bißig herangestürzt — und ich ziehe mein Bein schleunigst an mich und lache. Gewissermaßen amüsiert auch er sich dabei; er ist ganz in Anspruch genommen und sehr gespannt, ob ich es wagen werde, es noch einmal zu tun. Die Jagdlaune ist in ihm wach; und nur seine unergleichen Dressur hindert ihn daran, über die Grenze zu stürzen und mich anzufallen.

Mit einer gewissen Befriedigung sitze ich hier und blide zurück, nachdem ich mich ein paar Monate lang über preußische Polizeiwirtschaft, preußischen Beamtenwinkel geärgert habe. Der Aerger galt nicht mir selbst — ich bin auf alles Mögliche eingerichtet —, sondern diesem intelligenten, fleißigen und dem Gesetze beinahe allzu gehorsamen Volke, das sich wahrlich schwer den Himmel verjündigt haben muß, da es mit solch einem Regiment gestraft wird. Ich bin bisher zu dem Ergebnis gelangt, daß Preußen ohne Polizei das angenehmste Land mit der größten Rechtssicherheit sein würde. Die Bevölkerung scheint mir ausgezeichnete Justiz zu üben; man muß die gute Laune bewundern, mit der die Deutschen überhaupt jeglicher Reibung zu begegnen verstehen — zum Beispiel beim Massenandrang zu Lokalen oder Bahnhöfen —, wenn nur die Polizei sich fern hält.

Man muß natürlich in die Gegenden hinaus, wo die armen Leute wohnen, um zu sehen, wie der öffentliche Apparat funktioniert. Ein glücklicher Zufall verschlug mich nach Rixdorf — diesem Vorort Berlins mit einer Viertelmillion Einwohnern. Sonst hätte ich mir wohl die üblichen Touristenerfahrungen über eine Satonpolizei erworben, die nichts anderes zu tun weiß, als Automobile für die Herrschaften herbeizurufen.

In den endlosen Arbeitervororten von Berlin wird die Bevölkerung ganz unglaublich behandelt, sowohl von den Schutzleuten, früheren Unteroffizieren, wie auch von den Staats- und Gemeindebeamten, die meist gleichfalls dem Heere angehört haben. Der hochfahrende Beamtenton, der bei uns in Dänemark vor zehn bis zwanzig Jahren üblich war, herrscht hier noch uneingeschränkt. Es

ist ein Jammer, mitanzusehen, wie ein armes Mütterchen, das einen Korb mit etwas Proviant für ihren Sohn, der bei den Soldaten ist, gepackt hat, von einem feisten Postbeamten abgelanzelt und wieder nach Hause gejagt wird — weil die Verpackung nicht vorschriftsmäßig ist. Ausländische Arbeiter werden hierzulande freigebigt nach dem Tarif: Polnischer Auschutz! behandelt. Sie sind ziemlich rechtlos und leben — namentlich nach dem neuen Gesetz über die Arbeitspapiere — ganz und gar von der Gnade der Obrigkeit. Naturalisiert würden sie ja selbstverständlich einen, wenn auch verschwindend kleinen Zuwachs zur deutschen Sozialdemokratie ausmachen — und also den Untergang der Welt beschleunigen helfen. Vielleicht hat der liebe Gott es gerade deshalb den Leuten aus dem Arbeiterstande fast unmöglich gemacht, preußische Bürger zu werden; sie müssen jederzeit über die Grenze expediert werden können.

In dem ideenreichen Deutschland tut man Aug daran, hinter allem eine Idee zu suchen; und natürlich hat es seinen bestimmten Zweck, wenn ein paar hunderttausend abgedankte Unteroffiziere zu Herren einer Nation gemacht werden. Die preußische Polizei ist wohl überhaupt die einzige, die sich auf einer Idee aufbaut. Aber auch die Beamten des Zoll-, Post- und Verkehrswezens entstammen dem Heere. Von den sämtlichen Polizeibeamten Preußens sind fünfundneunzig Prozent frühere Unteroffiziere — und das heißt wiederum zum großen Teil Bauernknechte, die während der Dienstzeit ungewöhnliche Anlagen für Dressur und Gehorsam gezeigt haben. Es sind körperlich kräftige, geistig stumpfe Individuen, die nach oben hin blind gehorchen und nach unten hin blinden Gehorsam verlangen — Leute, die nie vom Drang nach persönlicher Lebensäußerung angefochten werden, und die es für ein Verbrechen halten, selbst zu denken. Auch sie gehören der unteren Klasse an, aber ihr Drang, emporzukommen, hat sich in slavische Bewunderung vor allem Höherstehenden und Haß gegen ihresgleichen gewandelt. Die preußische Polizei respektiert — genau so wie die Hofsunde daheim — die schönen Kleider und fährt dem armen Schlunder an die Beine, in der richtigen Erkenntnis ihrer Aufgabe: allen demokratischen Fortschritt von der großen Junkerdomäne fernzuhalten. Herr v. Jagow hat den Berliner Schutzmann mit vollem Recht als die unbesteckte Ehrenwache gegenüber der Sozialdemokratie gefeiert.

Trotzdem erscheint der Gedanke ja desperat, die weniger wertvollen Elemente des niederen Volkes so abzurichten, daß sie den Aufstieg ihrer Klasse verhindern und sich zu Hütern schamloser Junkermonopole abrichten zu lassen. Wer die Waffen gegen seinesgleichen lehren muß, macht sich stets bezahlt dafür; der Feind ist in der Regel den Mietstruppen vorzuziehen. Schon Bismarck nennt in einem Brief an Manteuffel die preußische Polizei — seinen eigenen Sproß — die größte in Europa.

Nicht selten begegnet man hier Ausländern, die ganz begeistert sind von dieser Polizei und dem ganzen System, daß sie am liebsten gleich auch in ihre Heimat verpflanzen möchten. Hier herrsche doch endlich Ordnung in den Dingen, meinen sie; die Polizei interessiert sich nicht erst für die Leute, wenn sie etwas begangen haben, sondern habe sozusagen einen Fingerabdruck von jedem Menschen. Diese Leute haben ihr politisches Ehrgefühl zu Hause gelassen; sonst würden sie sehen, daß die Polizei sich hauptsächlich für den politischen Standpunkt der Menschen interessiert.

Der Deutsche selber ist nicht so entzückt von dem System. Vorläufig bahnen zwar mehr die, die es handhaben, als das System selbst der Opposition die Wege; darum ist diese Opposition auch, politisch gesehen, noch recht schwach befestigt. Aber man muß doch — namentlich nach Roabit — bis in Regierungskreise gehen, ehe man einen findet, der die Polizei verteidigen mag.

Das Ganze enthüllt sich als eine — sicherlich einzig dastehende — Feldweibelherrschaft. Der Deutsche hört erstaunt, daß es da draußen in der Welt Zivilbehörden gibt, die über der Polizei stehen. In Paris hat der Gemeinderat den Polizeipräsidenten vorgeladen, um von ihm eine Erklärung für das Auftreten der Polizei während eines Streiks zu erlangen — und der Präfeld kommt! Herr von Jagow würde kurzen Prozeß machen und den ganzen Stadtrat von Berlin ins Loch stecken, wenn der es wagen sollte, den Polizeipräsidenten um eine Begründung des Blutbades in Roabit zu erfragen.

Man ist in Preußen im Begriff, zu entdecken, wie plump im Grunde die ganze Herrlichkeit aufgebaut ist; und man beginnt Angst zu bekommen vor diesem robussten Wesen mit der Fiedelhaube, — dem man solange vorgeredet hat, daß es eine Stütze der Macht sei, bis es anfing, sich mit der Macht zu identifizieren und auch nach oben hin die Zähne zu zeigen.

Roabit hat seinen großen Anteil daran. Diese Revolte, wo die Polizei — veranlaßt durch unbedeutende Unruhen — in wildem Beserkerergang auf Hoch und Niedrig einschlug, sie hat vielen die Augen geöffnet. Man hatte sich wohl eingebildet, auf einem Vulkan zu wandern: dem Proletariat, und da wendet sich nun unsere eigene Schutzwehr gegen uns, geblendet von wildem Machtgefühl. Jeden Augenblick können wir selbst dem wütenden Angriff zum Opfer fallen. Das regt dazu an, sich auch nach anderen Schutzmitteln umzusehen — um eventuell ein gerechteres Verhältnis zur Entwidlung zu gewinnen.

Roabit scheint mir einen Wendepunkt in der sozialen Geschichte Deutschlands zu bedeuten.

# Richard Wagners Lebens- erinnerungen.<sup>\*)</sup>

## I.

Der Auszug der ersten Lebenshälfte des Bayreuther Kunstreformators, instrumentiert von ihm selbst (und wahrscheinlich auch seiner Freundin und Gattin Cosima) ist jetzt erschienen, nachdem die musikalische Welt monatelang vorher durch eine geschickte journalistische und buchhändlerische Kesseltrommel in Spannung versetzt war. Die Mitteilungen reichen von der Geburt bis zum Jahre 1864, als durch fürstliche Gönnerschaft eine entscheidende Wendung in Wagners bis dahin äußerlich unter stetem Druck von Not und Sorge verlaufenen Leben eintrat. Der Künstler hat seine Memoiren an langen Winterabenden in seiner Villa Triebshaus bei Luzern 1866—73 seiner zweiten Frau Cosima Viszt in die Feder diktiert. Das Diktat wurde dann in wenigen, nur für die Intimsten der Familie bestimmten Exemplaren durch italienische, der deutschen Sprache unkundige Seher vervielfältigt. 28 Jahre nach des Meisters Tode, zwei Jahre vor dem Freiwerden seiner dramatischen Werke, übergibt nun die Witwe und tatkräftige Verwalterin seines geistigen Erbes die interessanten Aufzeichnungen der Öffentlichkeit.

Offenbaren nun die 900 Druckseiten, deren vornehmster Wert, wie Wagner selbst behauptet, in der „schmudlosen Wahrhaftigkeit“ beruhen soll, der Nachwelt wirklich so unerhörtes? Gewinnt man neue Kenntnis von dem ungeheuren Tatsachenmaterial des Wagnerschen Lebens, das doch die Kautelwürdsamkeit zahlloser Biographen und Kommentatoren schon bis in die engsten Falten durchforscht hat? Oder sind diese Erinnerungen, vergleichbar den großen Bekenntnisbüchern, Quellen zur Erkenntnis der Triebkräfte großer Männer? Nein, „Wagners Leben“ wird keinen „Blas in der Weltliteratur“ finden, wie der Verleger gern möchte, es wird nicht den erzieherischen Wert von Lebensbeichten haben, die geniale Menschen mit der erlösenden Kraft eines schmerzlichen seelischen Geständnisses, mit dem Mut der Selbstvernichtung durch rücksichtslose Offenheit, Wahrheit und Ehrlichkeit abgelegt haben. Geniale Menschen, die zugleich große Charaktere waren. Und der war Richard Wagner nicht. Ihm fehlt trotz allem scheinbaren Realismus, trotz zeitweise durchbrechender Selbstironie — die immer ein Zeichen des über der Sache Stehens, des objektiven Humors ist — die letzte Ehrlichkeit vor sich selbst. Er schreibt jede Zeile für die Unsterblichkeit, er spricht zur kosmopolitischen Gemeinde überzeugter Stäubiger, die in blindem Vertrauen zu ihrem Heros aufblicken sollen. Eine Lebensbeichte aber legt man nur vor sich selbst ab. Dem Künstler, dem dramatischen Gestalter der deutschen Mythologie, dem tönenden Verkünder menschlichen Seelenlebens, dem Wiedererwecker Hans Sachsens, dem Reformator der Oper, dem großen Musiker Wagner nimmt das Buch nichts von seinem bleibenden Wert, aber den Menschen Wagner stellt es auf ein recht niedriges Piedestal. Ja, es bedeutet in vielen reinmenschlichen, gesellschaftlichen und persönlichen, in allen politischen Dingen eine komplette Entthronung. Das pangermanistische Kulturbild der Chamberlain, Wolzogen, Haussegger und Glasenapp, der theoretische Verkünder der erlösenden christlichen Lehre des Mitleids und Mitleidens schrumpft in eigener Beleuchtung bedenklich zusammen zu einem Wüde, dessen menschliche Züge fast durchweg abstoßen. Und das, trotzdem der Schauspieler in Wagner, der „Scenitor par excellence“, wie ihn Nietzsche, sein tiefster Kenner, genannt hat, jeden Abschnitt, jeden Satz inhaltlich (nicht stilistisch, denn das unbeholfen-schwülstige Oberlehrerdeutsch mit seinen Schachtelsätzen ist nichts weniger als effektiv) auf Effekt komponiert hat, auf Wirkung nach außen. Trotzdem das einzige große Leitmotiv des Buches der Egoismus ist und der große Künstlerwahn mit dem Ich als Weltmittelpunkt, die Selbstbegeisterung und der Wille, auch über Leichen zu schreiten, um nur sich selbst durchzusetzen. Daß dieser weniger in seinen Mitteln wie in seinen Erfolgen geniale Künstlerregime als Schutzwehr gegen fremde Einflüsse und Hindernisse notwendig war, steht freilich auf einem andern Blatte. Der Musiker und dramatische Künstler Wagner, dessen revolutionäre Kunsttaten mit elementarer Kraft den stagnierenden deutschen Kunststumpf der „nach-klassischen Periode“ aufwühlten, sah wie sein Siegmund gegen sich die Welt in Waffen wüten. Er sah seine ganze Zeit gegen sich; der deutsche Individualismus in idealen Dingen hat sich nie schmerzlicher bewährt als im Fall Wagner. Also mußte die zähe und gewaltige Naturkraft, die in dem unscheinbaren Manne mit dem Neukern eines kleinen sächsischen Schulmeisters steckte, alle ihre Widerstandsennergien frei machen und bis zur Brutalität gegen gleichstrebende Kunstgenossen, bis zur Kriecherei gegen Geldmänner und einflußreiche Mächtigkeiten sein großes Ziel: Reform der deutschen Opernbühne, Gründung eines deutschen National-Theaters für das Wagnersche Drama zu erreichen suchen. Denn auch Wagner war nur das Produkt der Verhältnisse.

Der Wert des Buches liegt meines Erachtens weniger in der nach Möglichkeit getreuen Widerspiegelung individueller und zufälliger Geschehnisse, als im Typischen. Es zeigt mit vorbildlicher Deutlichkeit die Entwicklung und den Werdegang des deutschen Künstlers im Zwiespalt mit der bürgerlichen Gesellschaft. Es beweist, daß

der Erfolg auch für den bürgerlichen Künstler der stärkste politische Regulator ist und in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung immer bleiben wird. Es enthält das ungeheure Symbol Fasners, des proletarischen Riesen und Kärners für den plutokratischen Bauherrn Wotan. Als der im Elend frondete und nach Gold hungerte, da hob er die Faust gegen die göttlichen Beschützer des Besiehenden; als er aber in den Drachenturm verwandelt das Kapital hütete, da brüllte er dem jugendlichen Umsürzler und Welt-erneuerer Siegfried sein berühmtes: „Ich lieg' und besitz'. Laß mich schlafen!“ entgegen. Genau so Wagner selbst, der verkörperte Zwiespalt zwischen revolutionären Jugend-Idealen und sattem Philistertum. Und dieser Zwiespalt schloß sich auch in sein künstlerisches Lebenswerk ein. Der „Ring des Nibelungen“, das vierteilige Drama vom Fluch des Goldes und von der stärkeren Macht erlösender, opferbereiter Liebe, das musikalisch-dichterisch seine Theorie vom allumfassenden Gesamtwert erhärten sollte, ist inhaltlich ein Zwitterding geworden, ein Spiegelbild der wechselnden Ideale des Politikers und Soziologen Wagner. 28 Jahre lagen zwischen Beginn und Vollendung des Ring-Gedichts. Der Dresdener Aufstand, Koebel, Bakunin, Schopenhauer, Ludwig II., Bismarck, der 70er Krieg, die deutsche Reichsgründung lagen dazwischen. Die Ideen des Laubeshen revolutionären Jungen Deutschlands klingen noch deutlich an bis zum „Siegfried“. Aber im letzten Teil: „Die Götterdämmerung“ ist Wagner ein anderer geworden und verleugnet mit Wolanen und Trampeten seine politische Vergangenheit auch als Lyriker. Nicht Siegfried war gekommen, sondern Bismarck, nicht das Volk der freien Geister, sondern die Zwingburg der kapitalisierten Gründerzeit. Shaw drückt diesen inneren Bruch, der das „deutsche Nationaldrama“ zerklüftet, so aus: „Denk dir, daß Deutschland von 1849 bis 76 die Geschichte Siegfrieds und Wotans gewesen wäre, nur transponiert in die Tonart des gegenwärtigen Lebens, so würde die Götterdämmerung die logische Vollendung des Rheingolds und der Walküre gewesen sein, statt des opernhafsten Anachronismus, der sie tatsächlich ist“.

Man darf ein Fragezeichen dahinter machen. Denn der große Revolutionär in der Kunst W., war niemals ein Revolutionär in Politik, Leben und Gesellschaft. Er kokettierte mit Führern wie Bakunin und Lassalle, die er wie alle Menschen, die er auf seinen steilen Lebenskurven an sich vorübergehen sah, nur zur Fäule seiner persönlichen Eitelkeit benutzte. „Die Siegfriede von 1848 waren für ihn hoffnungslose politische Mißerfolge, während die Wotane und Alberiche und Loge hervorragende politische Erfolge waren.“ Der am künstlerischen und wirtschaftlichen Ziel seines Lebens angelangte alternde Wagner wünschte nichts wie den Bestand einer gesellschaftlichen Organisation, die ihm Glanz, Ruhm, Protektoren, Fürstengunst, Wohlleben und volle Isoliertheit gegen Verührung mit den „niederen Volksklassen“ garantierte. Dieses Ideal schien ihm die Krönung der deutschen theokratisch-kapitalistischen Epoche in Wilhelm I. zu sein. Und er feierte das Ereignis mit der Komposition des „Kaiser-marshes“.

Nein, Wagner war nie ein Revolutionär. Seine eigenen Memoiren zerstören die Legendenbildung seines politischen Märtyrertums gründlich, wenn sie wirklich mit „schmudloser Wahrhaftigkeit“ geschrieben sind. Das Milieu, dem Wagner entstammte, ist auch nie besonders günstig gewesen als Nährboden politischen Radikalismus und revolutionärer Gesellschaftskritik. Eher günstig für die Entwicklung von Strebern, Kannegießern, Parvenüs und papierernen Demagogen. Und als Sohn einer kleinen Leipziger Beamtenfamilie — der Vater war Polizeiaktuar, der Großvater Toreinnehmer am Marktader Tor in Leipzig — hat der Gymnasiast, der Jüngling, der Studiosus musicosus, der spätere Leipziger Korpsstudent zunächst keinen größeren Ehrgeiz als sich möglichst enge und zahlreiche Verbindungen mit dem wohlhabenden und einflußreichen Leipziger Patriziat zu verschaffen. Man hört ordentlich den Parvenü sprechen in folgenden Sätzen: „Die sonderbarsten Schicksale sollten mich nun in dieser Osterferienzeit treffen, in welcher ich wirklich das einzige in Leipzig zurückbleibende Glied der sächsischen Landsmannschaft war. Diese Verbindung bestand ursprünglich meist aus Adligen und diesen schloß sich der elegantere Teil der Studentenschaft an; alle gehörten ansehnlicheren und wohlhabenderen Familien Sachsens und namentlich der Hauptstadt Dresden an.“ Und bei Erwähnung seiner Freundschaft mit dem reichen Leipziger Patriziersohn Theodor Apel: „sein Umgang bot mir die in meinem Leben nicht häufig vorkommenden Punkte der Verührung mit dem höheren bürgerlichen Komfort: während meine Mutter diesen Umgang der hochgeachteten Familie gern sah, fühlte ich mich wiederum gleichmäßig durch das Zuneigwerden der herzlichen Wärme, mit welcher ich in solchen Kreisen aufgenommen ward.“ Das klingt ebenso wenig nach Ich-Bewußtsein und Künstlerstolz wie folgende Anklaffung soziales Fühlen verrät. Da der junge Studiosus Wagner nun einmal dem „eleganteren Teil der Studentenschaft“ angehörte, machte er im überschäumenden Kraftgefühl des wildgewordenen Spielers alle Flegelien der Leipziger Privilegierten mit und beteiligte sich auch an einem Vordellsturm. Aber eines schied sich nicht für alle: „Das gefährliche Weispiel, welches von der Jugend gegeben worden war, verführte jedoch an den folgenden Abenden auch die niederen Volksklassen, namentlich das Arbeiterproletariat zu ähnlichen Exzessen gegen mißliebige Adirtherren und dergleichen: nun wurde die Sache ernst, das Eigentum war bedroht, der Kampf zwischen Arm und Reich stand grinsend vor den Häusern. Jetzt waren es die Studenten, welche zum Schutz gegen das niedere Volk herbeigerufen wurden.“

<sup>\*)</sup> Mein Leben von Richard Wagner. 2 Bände. 900 Seiten. Prosch 20 M., geh. 25 M. F. Brudmann, München 1911.

Das Schicksal wollte es, daß der in preussischen Provinzschmieren herumgeworfene angehende Musiker gar bald sich solidarisch mit den dauernden Elendsnöten des „niederer Volkes“ fühlen sollte, daß Not, Schulden Sorgen, häusliches Mißgeschick und künstlerisches Mißverstehen von nun an Stammgäste an seinem Tisch wurden. Aus Magdeburg, wo er als Musikdirektor die herrschende Opernmisere ebenso gründlich kennen lernte, wie in Würzburg und Riga, hatte er sich die schöne Minna Passler, eine Proletariatsstochter aus dem Erzgebirge und begabte Schauspielerin, mitgebracht, die er als Dresdener Hofkapellmeister heiratete. Die Affäre begann mit einem veritablen Rauch — sie „verschaffte mir die nötigen Erleichterungen, und da ich bald in tiefen Schlaf versank, räumte sie mir ohne Zagen ihr Bett ein, wo ich denn dem wunderlichen Tagesgrauen entgegen-schlief“ — und endete „als langes, unendlich verhängnisvolles Lebensverhältnis“. Die gutmütige, treu sorgende, hausbade praktishe Minne wurde bald zum Bleigewicht an den Füßen des himmelstürmenden unpraktischen Genies. Sie sah die ewige Ebbe in ihrer Wirtschaftskasse, die wachsende Schuldenlast, die durch allerhand Erzentrigitäten bedingte luxuriöse unwirtschaftliche Lebensführung ihres Mannes: das alles wuchs der armen Minne über den Kopf. Und so forderte sie ihn auf, doch lieber einträgliche Opern zu komponieren, statt über solchen Unmöglichkeiten wie „Tristan und Isolde“ und dem Ring-Mythus zu brüten! Das hat ihr die Eitelkeit Wagners nie verzeihen können. Der Miß in der Ehe war da.

Es kam der Dresdener Maiaufstand des Jahres 1848. Der Igl säch. Hofkapellmeister als Revolutionär und Barricadenkämpfer! Als stechbriestlich verfolgte politischer Flüchtling, ein Opfer der siegreichen Reaktion! Auch über diese Phase seines Lebens, die bisher in herrlicher Beleuchtung stand, geben die Memoiren sonderbare Aufschlüsse. Der Wagner von 1866 verleugnet hier als gemächter Mann und Fürstenfreund mit auffälligem Eifer seine revolutionäre Vergangenheit von 1849. Er nimmt an den Dresdener Straßenunruhen gewissermaßen nur als lokaler Zuschauer teil, betrachtet sie wie ein Schauspiel auf dem Theater, stellt seinen flammenden Enthusiasmus von den März-Ideen nur als Ausfluß seiner revolutionären Kunstanschauungen hin und wird nicht müde, den deutschen Potentaten zu versichern, wie sehr er diese politischen Jugendeseleien bereue, wie sehr er jetzt, auf der Höhe seiner individualistisch-aristokratischen Kunst- und Weltanschauung angelangt, würdig sei der Protektion durch den gesamten Fachverein deutscher Monarchen. Alle Sympathien für die Führer des Dresdener Volksaufstandes, Salunin, Heubner, Roedel, Born, verhinderten ihn nicht, zeitweise die Rolle eines lokalen Hurraschreiers zu spielen. Als der sächsische König das reaktionäre Ministerium durch ein liberales ersetzt hatte, bringt ihn diese rein opportunistische Zweckmaßregel ganz aus dem Häuschen. „Wenbs war die Stadt festlich erleuchtet; der König durchfuhr im offenen Wagen die Straßen; in größte Aufregung folgte ich seinen Begegnungen mit größeren Volksmassen, oft sogar im hastigsten Lauf, um zur rechten Zeit hier einzutreffen, wo es mich nötig dünkte, daß ein besonders lebhafter Zuruf das Herz des Fürsten erfreuen und versöhnen sollte. Meine Frau war ganz erschrocken, als sie mich furchtbar ermüdet und mit völlig heiser geschrieener Stimme spät wiederkehren sah.“ Schade, daß uns keine Karikatur von Richard Wagner als Fürstenherzen-erfreuender, Hurraschreiender monarchistischer Galopin erhalten geblieben ist!

## Kleines feuilleton.

### Völkerrunde.

Die Tänze der Weddas. Man hat das Zwergholk der Weddas auf Ceylon lange als den Typus des primitivsten Volkes der Erde gehalten. Aber neuere ethnologische Untersuchungen haben diese Ansicht widerlegt. Besonders das vor kurzem erschienene englische Werk des Forschungsreisenden C. G. Seligmann und seiner Frau, das die umfassendste Monographie der Weddas darstellt, läßt die relativ hohe Entwicklung dieses aussterbenden Stammes erkennen. Die Arbeit, die ihre besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß die Weddas ihre eigentümlichen Gebräuche aufgeben und in ihren Raiffeigentümlichkeiten wahrscheinlich bald ganz vom Erdboden verschwunden sein werden, schildert auch ausführlich die Tänze der Weddas, in denen ihre religiösen Anschauungen sich ausdrücken. Im Mittelpunkt des religiösen Lebens der Weddas steht der Glaube an Geister der Toten, die sie Yala nennen. Dieser Totenkult, der das ganze irische Leben von der Einwirkung der Geister der Ahnen abhängig glaubt, erregt in ihnen den Wunsch, mit den Geistern in engster Beziehung zu stehen. Dazu müssen die Tanzzeremonien helfen. Der wichtigste Geist, dessen Schutz und Hilfe sie anrufen, ist der eines berühmten Jägers der Vorzeit, der Kande Wanniya, des Kande Yala und der Geist seines jüngeren Bruders, Wilindi Yala. Durch die Tanzpantomimen wollen nun die Tanzenden von dem Geist und seiner Kraft „bessert“ werden. Der Priester übernimmt die Rolle des Geisterbeschwörers für das Volk. Wenn er den Tanz beginnt, singt er eine besondere Anrufung des Geistes und dreht sich dabei um das Opfer, das dem Yala geopfert werden soll, während die Stammesmitglieder um Kreise herumstehen. Allmählich wird der Gesang schneller, der Tanz wilder und unruhiger,

die Stimme des Priesters hallt schrill und heiser. Was ist er vom Geiste besessen, der Geist redet aus ihm und in diesem verrückten Zustande stellt er nun die einzelnen Handlungen dar, deren Erfüllung man wünscht, macht Versprechungen und gibt Prophezeiungen. Durch den Priester treten nun die Zuschauer in Verbindung mit dem Geist, indem sie ihn berühren, sich an ihn klammern. Endlich stürzt der Medizinnmann erschöpft zusammen, der Geist hat ihn verlassen, der Tanz ist zu Ende.

Der Schritt, in dem dieser Tanz ausgeführt wird, ist ein einfaches rhythmisches Sichfallenlassen von einem Fuß auf den anderen, oder ein Emporschnellen mit beiden Füßen zugleich. Die Formen dieser Tänze sind zahllos, die wichtigsten sind der Pfeil- und Kolosmilchtanz. Bei dem Pfeiltanz, der Jagdglied herbeirufen soll und zu Ehren des Jagdgottes Kande ausgeführt wird, tritt der Pfeil an die Stelle des Priesters als Vermittler zwischen Mensch und Geist. Ein Pfeil wird in den Boden gesteckt, der mit Baumblättern geschmückt ist, und um ihn tanzen die Jäger, einen bestimmten Jagdgesang rezitierend. Der Geist des Kande steigt in den Pfeil herab, eine gewaltige Unruhe ergreift die Männer, und nun berührt jeder den Pfeil, umklammert ihn, damit seine Kräfte auf ihn übergeben. Beim Kolosmilchtanz wird der Geist Wilindi zur Erde niedergezogen. Ein Gefäß mit Kolosmilch steht in der Mitte des Kreises, es ist das Opfer, das dem Geiste dargebracht wird. Zu diesem Tanz ist der Priester unbedingt notwendig, er führt in einer Pantomime die Verfolgung und endliche Tötung einer Antilope auf.

### Aus dem Pflanzenleben.

Kastanienblüten. Einer der stattlichsten unter unseren Laubbäumen, die Kastanie, entfaltet jetzt ihre Blüten, die hohen, weissen, aufrechten Rispen, die über den Blattschirmen stehen, mit denen zusammen sie aus einer Knospe entstanden sind, während die Knospenschuppen, die so lange als Schutz dienten, abfallen und unter den Bäumen liegen. Die Blüten der Kastanie sind nicht rein weiß gefärbt, sondern entfalten gelbe und rote Tupfen im Blüten Grunde, Saftmale, die den Insekten, die die Bestäubung vermitteln und zum Lohne dafür mit süßem Saft bewirtet werden, den Weg weisen. Diese beiden Farben sind aber auf verschiedene Blüten verteilt. Die Farbe des Saftmals wechselt je nach dem Alter der Blüte: die jüngere Blüte hat die gelben Tupfen, die ältere die roten, und die Umwandlung der Farbe erfolgt durch unbefannte chemische Prozesse. Zerlegt man eine einzelne Blüte, so findet man einen kurzen, fünfblättrigen Kelch, in dem fünf Blumentronenblätter sitzen, zwischen denen sieben Staubgefäße um den Griffel herumstehen. Die fünf Blätter sind fein gefaltet, am Rande kraus und wollig behaart und dazu verschieden groß. Zwischen den Stielen der oberen Kronblätter sitzt der Nektar, der durch eine weiße Behaarung der Stiele und der oberen Staubgefäße am Herausfliegen gehindert und durch die wagerechte Stellung der Blüte gegen den Regen geschützt wird. Die wagerechte Stellung der Blüte ist gleichzeitig ein Zugeständnis an die bedorugten Besucher, größere Hummeln, deren schweren Leibern sie das bequemste Anfliegen und Arbeiten ermöglicht. Je nach dem Alter, das aus den gelben oder roten Tupfen an der Blüte erkannt werden kann, ist diese nun verschieden entwickelt.

Bei der Kastanie sind zwar beide Blütengeschlechter auf einer Blüte vereinigt, aber Staubgefäße und Narbe reifen zu verschiedener Zeit. Das gilt jedoch nur für die mittleren Blüten der Rispe, denn bei den unteren ist die Einrichtung so, daß sich die weiblichen Organe entfalten, während die männlichen verkümmern, und bei den Blüten an der Spitze ist es umgekehrt. Diese Erscheinung nennt der Botaniker Trimondzie (etwa Dreiein-Häufigkeit). Aus einer gelbgetupften Blüte streckt sich der anliegende Hummel als einzige Sitzgelegenheit der Griffel mit der Narbe entgegen, wie die Sitzstange vor dem Flugloche des Starkestens, so daß das Insekt sogleich dem Nektartropfen gegenübersteht. Die Staubfäden dagegen hängen mit geschlossenen Staubbeutel herunter. Die Blüte kann also nur durch fremde Pollenträger, die das besuchende Insekt an der Unterseite des Körpers mitbringt, bestäubt werden, jedoch nimmt das Insekt keinen neuen Blütenstaub mit. Erst in den älteren Blüten mit den roten Tupfen, bei denen die Narben schon bestäubt und dann eingeschrumpft sind, finden sich entwickelte Staubbeutel. Diese sind inzwischen erheblich länger geworden, bilden für anliegende Insekten die Sitzgelegenheit und bestäuben sie mit ihren Pollenträgern. Die Sitzeinrichtung der Kastanienblüten ist den größeren Hummeln angepaßt. Wenn Bienen die Blüte besuchen, arbeitet sie schon nicht richtig, denn die Biene hängt sich beim Nektarsaugen von unten an die Staubfäden und streift die Narbe nicht, und fliegen, die sich beim Honigsaugen auf die Blätter setzen, kommen überhaupt weder mit den Staubbeuteln noch mit der Narbe in Berührung und leisten also für die Bewirtung gar keinen Gegendienst. Daß nur an den unteren Blüten des Blütenstandes weibliche Organe wirklich entwickelt werden, hat auch seinen Nutzen, denn natürlich wäre eine so schwere Frucht wie die Kastanie, wenn sie an einem sehr langen aufrechten Stiele säße, außerordentlich gefährdet.

Daß die Kastanie ein Fremdling unter unseren Bäumen ist, ist wohl hinlänglich bekannt. Ueber ihre Heimat waren die Ansichten lange Zeit geteilt, bald wurde sie nach Persien, bald gar nach Indien oder dem Himalaya verlegt, bis man sie vor sechzig Jahren in Nordgriechenland wildwachsend vorfand.